

Eine furchtbare Vermutung – und beschränkte Aussichten der Desillusionierung

Burkhard Liebsch

Guerre: nous savons aujourd'hui ce que veut dire ce mot.
Emmanuel Mounier¹

*Das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis,
und das ist gut so, aber einmal [...] muß das Entsetzen uns erreichen
– sonst gibt es kein Weiter.*
Max Frisch²

*Maybe an unexamined life is not worth living.
But a man's examined life can make him wish he was dead.*
Saul Bellow³

Philosophische Arbeit an einer Theorie des Krieges sieht sich Bernhard Taureck zufolge mit einer „furchtbaren Vermutung“ konfrontiert: dass wir über den *pólemos* noch nicht hinausgekommen sind, von dem Heraklit in einem vielfach zitierten Fragment sagt, er manifestiere sich als König, d.h. als Regent oder Herrscher, bzw. als Vater oder ‚Erzeuger‘ „aller Dinge“ (12⁴). Zahlreiche, von Friedrich Nietzsche und Martin Heidegger über Eugen Fink und Jan Patočka bis hin zu Nicole Loraux und Jacques Rancière reichende Interpretationen des *pólemos* konnten tatsächlich den Eindruck erwecken, diese Vermutung zu affirmieren – sei es im Sinne einer ontologischen, sei es im Sinne einer historischen These, die darauf hinausläuft, dass Geschichte *als, durch und für* Krieg geschieht, der sie demnach zugleich hervorbringen und beherrschen würde. Bernhard Taureck bestreitet das (25) und weist mit Recht gängige Interpretationen jenes Fragments zurück. Als unabänderlich gegebenes Subjekt der Erzeugung und/oder der

1 Emmanuel Mounier, *Œuvres, T. III, 1944–1950*, Paris 1962, S. 360.

2 Max Frisch, *Tagebuch 1946–1949* [1950], Frankfurt/M. 1973, S. 327.

3 Saul Bellow, *Ravelstein*, Harmondsworth 2002, S. 34.

4 Im Folgenden beziehen sich bloße Ziffern im Text auf Bernhard H. F. Taureck, *Drei Wurzeln des Krieges. Und warum nur eine nicht ins Verderben führt. Philosophische Linien in der Gewaltgeschichte des Abendlandes*, Zug 2019.

Herrschaft über alles und jeden sei der Krieg jedenfalls nicht zu verstehen. Schon gar nicht so, dass ‚wir‘ von der Mitschuld daran freizusprechen wären, wenn er sich nicht als ein Mittel gewaltsamer Auseinandersetzung handhaben lässt, sobald man ihn vom Zaun gebrochen hat.⁵ Dann tendiert er grundsätzlich, wie Carl v. Clausewitz betont hat, zum Äußersten, so dass eine bloß ‚instrumentelle‘ Konzeption des Krieges als wirklichkeitsfremd erscheint. Sobald man ihn zu ‚führen‘ glaubt, beginnt ‚er‘ uns zu führen (laut Bernhard Taureck) wie ein scheinbar autonomes Subjekt – mit regelmäßig verheerenden Konsequenzen, die die jeweils Überlebenden und auch uns heute eigentlich *vollkommen desillusionieren* müssten. Das Gegenteil ist aber der Fall, so dass es den Anschein haben kann, als behaupte sich der *pólemos* selbst in den Verhältnissen zwischen den mächtigsten politischen Subjekten, die die moderne Geschichte der Staaten, internationaler Koalitionen und Imperien hervorgebracht hat – nicht zuletzt gerade dank der Illusionen, die man nach wie vor mit der Vorstellung verbindet, Krieg sei bis zum Sieg führbar.⁶

Doch herrscht nach Bernhard Taurecks Beobachtung ein „gespenstischer Konsens des Schweigens“ (195) über das kriegerische Erbe dieser Geschichte, aus dem man anscheinend nichts lernt, während gleichzeitig paradoxerweise noch Schlimmeres als das vermeintlich bereits bekannte Schlimmste vorbereitet wird. So kalkulierte jüngst der us-amerikanische Autor Matthew Kroenig mit über 50 Millionen Toten für den Fall, dass bestimmte Szenarien in kommenden Atomkriegen eintreten sollten, auf die auch die aktuelle US-Nuklearstrategie abzielt.⁷

5 So heißt es denn auch bei Münkler kurz und bündig: Krieg sei „jederzeit möglich“, „niemals jedoch unvermeidlich“; Herfried Münkler, *Über den Krieg*, Weilerswist ³2003, S. 19; vgl. Vf., „‚Herrscht‘ Krieg – seit je her, gegenwärtig und auf immer? ‚Polemologische‘ Überlegungen zur Frage, ob wir ihm ausgesetzt oder (auch) ausgeliefert sind“, in: *Studia Phaenomenologica. On Conflict and Violence*, vol. XIX (2019), S. 103–128.

6 Jedoch bedarf die suggerierte Alternative (Krieg ‚führen‘ vs. von ihm ‚geführt‘ werden) ihrerseits der Revision. Zur „Verselbständigung“ des Krieges kommt es bspw. im Fall herrschender Bürgerkriegsökonomien keineswegs ganz ohne menschliches Zutun; vgl. Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek 2004, S. 163, 171. Als Gegenmittel empfiehlt Münkler, „das aufgebrochene Gewaltmonopol der Staaten im globalen Maßstab wiederherzustellen“, so dass „die Staaten (wieder) die alleinigen Herren des Krieges werden“ (ebd., S. 63).

7 Matthew Kroenig, *The Logic of American Nuclear Strategy. Why Strategic Superiority Matters*, Oxford 2018. Nichts spricht allerdings dafür, dass sich kommende nukleare Kriege an die Kalkulationen dieses Autors halten und nicht noch viel mehr ‚Opfer fordern‘ werden als der Zweite Weltkrieg.

Man neigt dazu, Superlative wie das Schlimmste, das Grausamste, das Äußerste, das Entsetzlichste, das Ungeheuerlichste usw. nicht für steigerbar zu halten. Zu hyperbolischer Rede sahen sich aber bereits viele veranlasst, die sich mit Formen der Gewalteskalation in Richtung auf deren Radikalität, Exzessivität und Intensität auseinandergesetzt haben.⁸ Nicht umsonst berufen sich noch Karl Kraus und Manès Sperber auf William Shakespeares *King Lear*, wo es heißt: „The worst is not so long as we can say ‚This is the worst‘.“⁹ Wir haben es hier mit Extremen zu tun, denen man sich physisch und gedanklich allenfalls in gewisser Weise nähern, die man aber in keiner Weise wirklich ‚fassen‘ kann. Wer ihnen zu nahe kommt, kommt in ihnen um oder überlebt allenfalls schwer traumatisiert und weitgehend sprachlos.¹⁰ Kann sich eine Theorie des Krieges damit abfinden, die darauf hoffen lässt, es werde sich ausgehend von der Weisheit der Alten eventuell eine „Grammatik der vermeidbaren Gewalt im Ungeheuerlichen“ entdecken lassen (13)? Und wird sie auf diese Weise den von Bernhard Taureck diagnostizierten „Philosophie-Bankrott vor dem Übel des Krieges“ überwinden (247)? Methodisch legt er nahe, vom Ungeheueren (*to deinon*, 88) auszugehen – obgleich es nunmehr im Verdacht der Unerfahrbarkeit und Undarstellbarkeit steht – und an der Maßlosigkeit von „Leid, Qual und Verwüstung“ Maß zu nehmen, soweit all das auf den Krieg zurückzuführen ist. Am Ende hofft er, aller angebrachten Skepsis zum Trotz, auf ein „lernendes Leid aus Jahrtausenden“ (349).

8 Vgl. Vf., „Uralter‘ Krieg und Neue Kriege. Fordert die neuere Gewaltgeschichte zur Revision der menschlichen *conditio historica* heraus?“, in: Michael Hampe (Gasthrsg.), *Über den Krieg. Ontologie, Moral und Psychologie. Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 43, Nr. 2 (2018), S. 193–216.

9 William Shakespeare, *King Lear*, Bungay, Suffolk 1968, S. 148; Karl Kraus, *Weltgericht I*, Frankfurt/M. 1988, S. 9; Manès Sperber, *Bis man mir Scherben auf die Augen legt. All das Vergangene... Band 3*, Frankfurt/M. 1994, S. 156.

10 Daran hat vielfältige Arbeit an der (gewiss nicht bloß als „literarische Zutat“ einzustufenden) „Anschaulichkeit“ von Kriegsbeschreibungen nichts ändern können. Zumal wenn es zutrifft, dass „authentische“ Realität des Krieges dort zu finden ist, „wo die Bomben einschlagen“ und der Krieg nicht überlebt wird, ist die Konsequenz unausweichlich: hier hat „der Krieg [...] seine Darstellbarkeit verloren“. Vgl. Herfried Münkler, *Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken*, Frankfurt/M. 1992, S. 186, 197, 206. Doch gilt es auch dritte Wege zwischen naiv vorausgesetzter Anschaulichkeit einerseits und absoluter Nichtdarstellbarkeit andererseits zu erkunden. Vgl. Suzannah Biernoff, *Portraits of Violence. War and the Aesthetics of Disfigurement*, Ann Arbor 2017.

Allerdings haben wir allen Anlass, daran zu zweifeln, ob die Philosophie (oder irgendeine andere Disziplin, etwa eine Poetik des Tragischen¹¹) der Maßlosigkeit des zu Erinnernden gerecht zu werden vermag und ob sie es als solches realisieren, darstellen, erklären und begreifen kann. Bereits auf der Ebene der für Bernhard Taureck ersten Frage, was Krieg „bedeutet“¹², erscheint problematisch, ob es einen „Logos als Einheit einer Sammlung, verbunden mit einer Sprache, die diese Einheit aussagt“ (265), geben kann, der die Philosophie davor zu bewahren vermöchte, weiterhin vor dem Krieg ihren Bankrott erklären zu müssen. Möglicherweise muss sie sich mit der aporetisch anmutenden Aufgabe bescheiden, von dem zu zeugen, was dem Denken inkommensurabel ist, wie es Jean-François Lyotard vermutete. „Doch wer Zeugnis sagt, sagt Spur, und wer Spur sagt, sagt Einschreibung, Retention, Bleibe (*demeure*).“¹³ Davon ist in der Tat auszugehen: dass das Ungeheure, Entsetzliche bzw. Äußerste, wie es Clausewitz quasi summarisch nennt, eine ‚bleibende‘ Spur in unserem Leben und Denken hinterlassen hat und so „den Menschen selbst als das Ungeheuerlichste vor sich selbst zeigt“ (337)¹⁴: als sich selbst fremd – oder vielmehr: angesichts *einiger kriegsbereiter Menschen* mit ihrer Verblendung und ihrer „verbrecherischen Frivolität“ fremd (43), die zu begreifen laut Georg Simmel genügen würde. Alles andere könnte geradezu als „überflüssiger Tiefsinn“ erscheinen (228). So wäre der Krieg mit all den Schrecken, die er in immer neuen Variationen heraufbeschwört, letztlich nicht ‚dem‘ Menschen anthropologisch anzulasten, sondern, wie in der Einleitung gesagt, lediglich wenigen Subjekten zuzuschreiben. (Siehe Seite 12f. in diesem Band.) Oder ist der Krieg etwa doch „unheilbar mit der *conditio humana* verbunden“ (241)? Handelt es sich in diesem Sinne um ein chronisch-pathologisches Phänomen, das in seiner Entsetzlichkeit (*mi-*

11 Vgl. Paul Ricœur, „Sur le tragique“ [1953], in: ders., *Lectures 3. Aux frontières de la philosophie*, Paris 1994, S. 187–210.

12 Ist das nur eine Frage der Definition (45, 66) und nicht auch im Rekurs darauf zu bestimmen, wie Krieg widerfährt?

13 Jean-François Lyotard, *Das Inhumane*, Wien ³2006, S. 223.

14 Hervorhebg. B.L. Bedenkt man jenen Begriff der Spur genauer, kann allerdings von einem reinen, phänomenologisch ohnehin problematischen Sichzeigen des Ungeheuerlichen ebensowenig die Rede sein wie davon, man brauche die Geschichte des Krieges „nur [mit Hegel] vernünftig anzuschauen, um die in ihm wirkende Vernunft der Geschichte zu erkennen“; vgl. Georg W. F. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte Bd. I. Die Vernunft in der Geschichte*, Hamburg 1994, S. 31; Herfried Münkler, *Der grosse Krieg. Die Welt 1914–1918*, Berlin 2015, S. 217.

arón) nicht zum bloß Tragischen zu entschärfen ist, von dem man annimmt, es gehöre bedauerlicherweise, aber unvermeidlich, zum menschlichen Dasein (255)?

Nach wie vor wird Krieg vorbereitet und entfesselt, obgleich er als das Bedrohlichste gelten muss, wie Erasmus von Rotterdam feststellte (24). Das verlangt in der Tat nicht nur nach einer Beschreibung dessen, „was Krieg bedeutet“ (und zwar vor allem für diejenigen, die kriegerischer Gewalt ausgesetzt sind), sondern darüber hinaus auch nach einer Erklärung aller möglichen Kriege und am Ende nach einer Antwort auf die Frage, wie sich Krieg verhindern ließe (34) – obgleich er von Anfang an wie ein fatales, sich immer neu wiederholendes Verhängnis anmutet, das dazu verleitet, vor ihm zu kapitulieren und auf diese Weise weiterhin „unmündige Kinder des Krieges“ (249) zu bleiben, statt die vermeintlich unabwendbare Herrschaft und Drohung des Krieges¹⁵ zu beenden, der alles zu regieren scheint.

Wenn in diesem Fall schon kein Vätermord Abhilfe verspricht (der, folgen wir den Psychoanalytikern in diesem Punkt, doch nur eine endlos verlängerte Schuld und insofern fortgesetzte Herrschaft des vermeintlich Erledigten nach sich ziehen würde) und wenn kein finaler Krieg gegen den Krieg Aussicht auf endgültigen Erfolg hat, sollten wir es dann nicht wenigstens mit einem Generalstreik versuchen (352 f.), auch auf die Gefahr hin, sich bedingungslos wehrlos machen zu müssen (215) in dem schon von Platon geforderten Bewusstsein, lieber zu Grunde gehen und Unrecht zu leiden¹⁶, als weiterhin an der dem Krieg attestierten Herrschaft mitschuldig zu werden (34)? Wie aber könnte konsequente und radikale Weigerung, sich in die Vorbereitung nächster Kriege verstricken zu lassen, praktisch und im kollektiven Maßstab Gestalt annehmen?¹⁷ Und ist ein Generalstreik blanke Utopie, oder kann er weiterhin als „unsere stärkste Waffe“¹⁸ gelten, die wir unbegreiflicherweise aber gar nicht nutzen?

15 Zum Charakter der Drohung vgl. Bernhard H. F. Taureck, Burkhard Liebsch, *Drohung Krieg. Sechs philosophische Dialoge zur Gewalt der Gegenwart*, Wien, Berlin 2019.

16 Platon, *Gorgias*, 479 a ff.; 509 a.

17 Dabei handelt es sich nicht nur um eine Frage „illusionslosen Umgangs mit böswilligen Akteuren“, gegen die man sich im Fall des Angegriffenwerdens wehren muss (womit lt. Clausewitz ja erst der Krieg beginnt) (18, 20 f.), sondern auch um eine Frage unserer Verstrickung in die systemischen Bedingungen, die es dazu überhaupt erst kommen lassen. Darauf wird am Schluss kurz zurückzukommen sein.

18 Peter Weiss, *Rapporte 2*, Frankfurt/M. 1971, S. 88.

Diese vielleicht wichtigste aller offenen Fragen, mit der Bernhard Taureck seine Leser entlässt, droht nicht nur durch einen politischen ‚Realismus‘, der sich im Kriegsdanken bestens auszukennen meint, sondern auch durch naive Antworten verschüttet zu werden, die sich die Mühe einer unachtsichtigen Untersuchung unseres faktischen Verstricktseins in kriegerische Gewalt gar nicht erst machen. Genau darüber will Bernhard Taureck zunächst einmal aufklären, um den Krieg endlich zu entzaubern. Zwar müsste dieser im Grunde schon seit Heraklit und Thukydides als entzaubert gelten (36), doch hatte die „Strategie der Entzauberung“ offenbar keinen nachhaltigen Erfolg (333), so dass wir die Schleier einer Wiederverzauberung und des *immer neuen Fasziniertwerdens* durch Krieg zu zerreißen hätten. Unermüdlich muss der Philosoph demnach das eigentlich längst Entzauberte von neuem entzaubern – und droht sich dabei neuen Illusionen über seine mühevollen Arbeit der Desillusionierung hinzugeben. Doch dabei handelt es sich keineswegs um bloße Wiederholungen. Schließlich begegnet ‚der‘ Krieg längst auch in neuartigen Formen, von denen nicht klar ist, ob er in ihnen sein im Grunde uraltes Wesen wie ein Chamäleon mannigfaltig verändert zeigt, oder ob in ihnen sein unberechenbares und dem „Auge des Begriffs“ (Hegel) entzogenes Unwesen treibt. Immerhin scheint festzustehen, dass der Krieg nicht etwa „herrscht und zeugt“, sondern allenfalls „zeigt“ bzw. offenbar macht, wer *wer* ist (342) – und zwar als der Zeit und der Gewalt ausgesetztes Subjekt, das realisieren muss, was Schicksal ist: nämlich „einfach die beschleunigte Form der Zeit“, wie es die verfluchte Prophetin Cassandra, deren Ankündigungen fatalerweise niemand Glauben schenkte, bei Jean Giraudoux verlauten ließ.¹⁹

Wie aber soll das, was Krieg ‚offenbart‘, mit der Dynamik apokalyptischer Beschleunigung zusammengehen können? Die ‚Erfahrung‘ von denjenigen, die ihm zum Opfer fallen, kann in keine Kriegstheorie adäquat eingehen. Mehr oder weniger verwundeten, verletzten oder relativ unbe-

- 19 Inzwischen ist auch die Figur der Cassandra in die Jahre gekommen, wie Christa Wolf treffend festgestellt hat. „Hatte sie“ – wie wir inzwischen – „das Gefühl kennengelernt, vieles, zu vieles überlebt zu haben?“ Und das womöglich um den Preis einer Gleichgültigkeit und einer „Fremde, in der man am sichersten verlorenginge, sicherer noch als in Ohnmacht und Schuld“? Christa Wolf, *Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra*, Darmstadt, Neuwied ⁸1984, S. 21. Ist es das, was uns – abgesehen von Hyperkonsum und weitgehend verschliffenen Differenzen zwischen ökologischer Destruktivität und Krieg (s.u.) – daran hindert, letzteren als andauernden Skandal wirklich ernst zu nehmen?

schädigt davongekommenen Überlebenden oder später Lebenden, darunter von keinerlei ‚Kriegserfahrung‘ tangierte Theoretiker in *think tanks* und sogenannten Denkfabriken, kann sich vermittels überlieferter Zeugnisse allenfalls *indirekt* offenbaren, wie Krieg ‚zeigt‘, um was es sich handelt. (Aber ist eine indirekte Offenbarung nicht ein hölzernes Eisen?) Was Krieg ‚bedeutet‘, können jedenfalls nur diejenigen bezeugen, die ihm nicht ganz zum Opfer gefallen sind, denen das aber sehr bald widerfahren kann. So gesehen müssten sie größtes Interesse daran haben, wie die ihnen allenfalls indirekt offenbarte ‚Bedeutung‘ von Krieg zu erklären ist. Das ist Bernhard Taurecks zweite Frage: Warum wird Krieg immer wieder heraufbeschworen und zur Ursache von äußerstem Leid, schlimmster Qual und radikalster Verwüstung? Daran schließt sich seine dritte Frage an: Wäre es nicht möglich, Krieg abzuwenden, wenn man nur dieses ‚Warum‘ verstehen würde?

Am vielversprechendsten ist die Antwort auf die Frage, woraus Krieg anscheinend allemal resultiert: Krieg ist gescheiterte Politik und insofern keineswegs einfach als deren „Fortsetzung“ zu verstehen. Wenn sich letztere „anderer Mittel“ bedient, wie es bei Clausewitz heißt, so wird es sich doch nicht mehr um politische handeln, insofern sie Gegner bzw. Feinde vernichten sollen (was jegliche politische Koexistenz mit ihnen zugleich ruinieren muss). Überdies drohen die Mittel die politischen Zwecke jederzeit zu überwältigen, die man anfangs verfolgt haben mag. In diesem Sinne erweist sich Krieg als nicht führbar. Und eine Politik, die ihn in Erwägung zieht, liefert sich selbst wie auch diejenigen, die sich ihr widersetzen wollen, der Nichtsteuerbarkeit polemogener Eskalationen *von vornherein* aus. Als Bedrohung ist die Nichtführbarkeit von Krieg und dessen drohende Eskalation zum Äußersten bereits in einer Politik gegenwärtig, die ihn – vielfach unter Berufung auf allgemeine „Interessen“ – als Mittel in Betracht zieht. Das Gleiche gilt für diejenigen, die sich genau dagegen wenden. Sie müssen von vornherein wissen, es mit politischen Gegnern zu tun zu haben, die auf kriegerische Mittel sinnen, welche sich politisch letztlich nicht kontrollieren lassen und zum Äußersten tendieren, so dass sie das Politische gleich mit zu zerstören drohen. Im Politischen wäre demnach die Zerstörung des Politischen als Gefahr jederzeit gegenwärtig, wo man auf den ersten Blick bloß eine „Fortsetzung“ von Politik – aber eben mit *anderen* Mitteln – in Erwägung zieht.

Auch das Scheitern von Politik im Krieg scheitert noch, insofern es eine Illusion ist, ihn anstelle politischen Handelns, das bereits gescheitert

ist oder das man bewusst scheitern lassen hat²⁰, führen zu können. Dennoch wird das Scheitern von Politik aktiv betrieben von all jenen, die sich vom Krieg als einem im Grunde zutiefst anti-politischen Phänomen Vorteile für ‚die Zeit danach‘ versprechen, genau das aber kaschieren. Der auf das Scheitern von Politik folgende Krieg ist indessen nur eine andere Art des Scheiterns. Am Ende steht niemals ein wirklich ‚gelingender‘ Krieg bzw. Sieg, so sehr manche, scheinbar erfolgreich geführte Kriege diese Illusion vorübergehend auch nähren mögen. Durch Krieg verlieren alle.²¹ Und früher oder später bzw. ‚letztlich‘ „verschlingt“ er alle, wie es in Friedrich Schillers *Wallenstein* heißt (261). Darin liegt freilich ein auf den ersten Blick kleiner, gleichwohl folgenreicher Unterschied. In der Zwischenzeit kann man sich alles Mögliche zum eigenen Vorteil ausrechnen, ob Ruhm, Beute und Reichtum oder Macht, solange man als Krieg ‚Führender‘ nicht damit rechnen muss, sich in der ersten Reihe potenzieller Opfer wiederzufinden. (Während Kant noch an die pazifizierende Wirkung dieser Aussicht glaubte, müssen wir heute erkennen, dass am Unterschied zwischen denjenigen, die Krieg ‚auszubaden‘ haben, einerseits und jenen andererseits, die für Krieg plädieren, ohne fürchten zu müssen, in ihm unterzugehen, unbedingt von letzteren festgehalten wird. So nähren sie die Illusion, es könne immer einige geben, die sich wie die Hegel’sche Vernunft „unbeschädigt im Hintergrund“ halten²², um Leid, Qual und Verwüstung indifferent Anderen zu überlassen.)

Wenn das so ist, wenn also Politik nicht nur im Krieg scheitert, sondern das Scheitern von Politik selbst ‚politisch‘ betrieben wird, müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass sich die Menschen nicht darin einig sind, wenigstens unwillen einer Einhegung, Bändigung und Begrenzung ihrer Konflikte koexistieren zu wollen. Demnach gibt es *kein universell voraussetzendes Interesse an der Aufrechterhaltung des Politischen*. Politisch ko-

- 20 Letzteres hält Bernhard Taureck offenbar für entscheidend: Politik scheitert nicht etwa bloß mangels einer besseren Politik, um dann in den Krieg zu taumeln; vielmehr wird ihr Scheitern bewusst betrieben und muss so als „erwünscht“ (63, 68, 108, 113, 117, 136) gelten seitens derer, die an Krieg interessiert sind, das aber vor anderen verbergen, die sich nur vor ihm fürchten und in Wahrheit gar keinen Gewinn aus ihm ziehen können.
- 21 Für Münkler handelt es sich um „die größte Paradoxie“ des Ersten Weltkriegs, „dass die militärischen Sieger auf lange Sicht zu den eigentlichen Verlierern geworden sind“ (*Der grosse Krieg*, S. 785 f.). Zu einer darüber hinausgehenden Verallgemeinerung kommt es jedoch nicht. Vor allem die den Armeen der Nazis zugefügte Niederlage steht einer solchen Verallgemeinerung tatsächlich im Wege.
- 22 Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte*. Bd. 1, S. 105.

existieren wir mit Anderen, für die es durchaus eine Option darstellt, nicht *mit* ihren Gegnern und Feinden leben zu müssen, sondern sie ohne weiteres auch vernichten zu können; auch um den Preis der Vernichtung des Politischen selbst. Von den Aussichten einer weitestgehend pazifizierten sog. „Konfliktkultur“, die alle zwischenmenschlichen und -gesellschaftlichen Auseinandersetzungen so weit wie nur möglich politisch ‚aufzuheben‘ versucht, versprechen sich diese Freunde des Krieges offenbar nichts. Als solche sind sie ihrerseits Verächter des Politischen, insofern dieses mit einer Minimalbedingung einhergeht: sich mit der allenfalls ‚unschädlich‘ gemachten Existenz von Feinden abzufinden, sie aber nicht auslöschen zu wollen in der irrigen Illusion, sich ein für allemal von ihnen befreien zu können. Wo die Feinde tot darniederliegen, kehrt ohnehin die Feindschaft von innen verlässlich wieder zurück, auch mit manichäischen Aussichten (311, 325). Ohne dies in Rechnung zu stellen, ist politisch kein Staat und kein transnationales Machtgebilde zu machen.

Wäre das, was Bernhard Taureck „Feindausschaltung“ nennt (56), noch anders als durch Ausrottung möglich, etwa durch „schonende Unterwerfung“ (53), wie sie schon Sunzi nahelegte, als er befand: „Wer den Feind ohne Schlacht besiegt, versteht sich wirklich auf Kriegsführung“ (44)? Dachte er dabei lediglich an eine taktisch klügere Form der Kriegsführung (die den jeweiligen Feinden einseitig zuzufügenden Schaden optimiert, ohne sich unabsehbarem gegenseitigem Schaden auch zum eigenen Nachteil in einer Schlacht überhaupt erst auszusetzen)? Oder dachte er, paradoxerweise, an eine Kriegsführung ohne Krieg? Oder an einen Krieg ganz neuer Art, der dem Feind die Vernichtung erspart und insofern von vornherein auf einen ‚finalen‘ Sieg über ihn verzichtet?

Bernhard Taurecks Kriegstheorie dekonstruiert den Gedanken des Sieges wie gesagt (s.o., S. 17) als ein *Phantasma*, als etwas tatsächlich Unmögliches, das, würde es nur als solches begriffen, den inneren Zusammenhang von Feindschaft, Krieg und Sieg auflösen müsste. Offenbar kann es gar keinen Sinn ergeben, aus Feindschaft zu Mitteln des Krieges zu greifen, wenn dieser tatsächlich gar keinen finalen Sieg über die Feinde in Aussicht stellt.

Gilt womöglich nicht nur für den thermonuklearen Krieg, „that nobody can win“, wie der amerikanische Präsident Dwight D. Eisenhower feststellte (195) – so dass wir uns weit mehr über das Nicht-Gewinnen-Können Gedanken zu machen hätten als über den Sieg (vgl. 275, 277), der

doch nur nicht enden wollendes Scheitern nach sich zieht?²³ Man wird vielleicht einwenden, dass die Armeen der Nazis schließlich in einem konventionellen Krieg besiegt worden sind, so dass es nicht in Frage zu kommen scheint, die Idee des Sieges ganz und gar preiszugeben. Sieht man genauer hin, so muss man allerdings auch hier fragen, *wer* und auf *welche* Weise *was* eigentlich besiegt worden ist. Der Nazismus jedenfalls nicht, der sich gegenwärtig wieder aus der Deckung wagt.

In einem Zweikampf mag es einen Sieg geben, wenn der Unterlegene zu Tode kommt, wie einst Hektor durch Achilles. Doch die Erinnerung an eine solche Tat genügt bereits, um Sieger um ihren Schlaf zu bringen. Müssen sie nicht die Rache der Unterlegenen, ihrer Angehörigen oder Erben fürchten? Werden die Sieger nicht früher oder später die nächsten Opfer des Krieges sein? Die von Clausewitz hergestellte Analogie zwischen Duell und zwischenstaatlichen Kriegen, die er ausdrücklich nach dem Modell eines „erweiterten Zweikampfs“ versteht, erweist sich als nur begrenzt tragfähig.²⁴ Denn im Gegensatz zum Duell, das beendet ist, wenn nur einer überlebt, können sich die scheinbar siegreich Krieg Führenden ihres Sieges niemals endgültig sicher sein, solange es ihnen nicht auch gelingt, die Erinnerung der Unterlegenen an deren Niederlage auszulöschen. Nichts kann andernfalls von vornherein ausschließen, dass letztere noch nach Jahrhunderten zum Mythos erhoben wird, der erneute Verfeindung nährt. Weist nicht jeder Sieg in diesem Sinne eine Kehrseite auf, sein geschichtliches „Amselfeld“ gewissermaßen?²⁵

Siege erfordern Niederlagen, die die Unterlegenen zu neuer Gewalt und erhofften künftigen Siegen anstacheln können. So tragen auch Niederlagen zu fortdauernder „Besessenheit vom Siegesphantasma“ bei, das Bernhard Taureck als „zur Gewohnheit gewordene Illusion“ einstuft, an der man selbst in thermonuklearer Perspektive festhält (332). Am Ende greift er deshalb mit Michel de Montaigne zum Mittel der Beschämung. Für Montaigne war der Krieg nichts als ein Zeugnis unserer Dummheit und Unvollkommenheit, für die man sich schämen sollte (358 f.). Das gilt heute mehr denn je, da man ungeachtet aller Nachweise der Vergeblich-

23 Karl Jaspers, *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*, Frankfurt/M., Hamburg 1955, S. 224.

24 Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs erklärte der amerikanische Oberst William Chanler „diesen ganzen Mumpitz von Ehre und Ritterlichkeit“ zum schieren Anachronismus; zit. n. Bradley F. Smith, *Der Jahrhundert-Prozeß. Die Motive der Richter von Nürnberg. Anatomie einer Urteilsfindung*, Frankfurt/M. 1979, S. 45.

25 Vgl. Michael Thumann, „Geschichte als Waffe“, in: *Die Zeit* 42 (8. 10. 2020), S. 20.

keit, Feindschaft mit Mitteln des Krieges ‚nachhaltig‘ siegreich auszutragen, wieder mehr denn je auf ihn setzt – vor allem in sog. *thinktanks*, wo sich eine offenbar gedankenlose Intelligenz konzentriert, die sich von einer Rhetorik der Beschämung allerdings wenig beeindrucken lässt.

Bernhard Taureck verlangt, statt bloß intelligente Taktiken und Strategien auszuklügeln, die unbestreitbare und nachhaltige Siege möglich machen sollen, den Krieg wirklich zu *denken*, speziell seine *Wurzeln* (a) in Raub- und Beutemotiven, wie sie bereits aus dem in dieser Hinsicht bis heute maßgeblichen Melier-Dialog hervorgehen (351), (b) im dem Krieg attestierten Sinn bzw. seiner vermeintlichen Notwendigkeit bzw. Unvermeidlichkeit im andauernden Naturzustand der Staaten (Kant, Hegel, 30) und (c) in den mit ihm einhergehenden Illusionen, die sich am hartnäckigsten der Aufklärung widersetzen. Zu diesen Illusionen gehört die Aussicht auf einen Sieg, die an kommenden Kriegen Interessierte allerdings bewusst herbeireden. Bernhard Taureck spricht deshalb vom Ursprung des Krieges aus dem Geist der Lüge (345), die indessen niemals funktionieren würde ohne diejenigen, die sich nur allzu gerne *belügen lassen*: nicht zuletzt in militärischen Dingen weitgehend ahnungslose Bevölkerungen, denen man Images von Feinden und von deren Besiegbarkeit vorgaukelt. Belügen lassen sich aber auch mehr oder weniger gerne politisch Verantwortliche, die sich unter dem Eindruck von opportunisten Expertisen aus den Sphären militärisch-industrieller Komplexe einreden, wirklich jederzeit über eine technische „escalation dominance“ zu verfügen, so dass es möglich erscheint, „to win a war at any level of violence“ (327). „We have to start winning wars again“, ließ denn auch der 45. Präsident der USA im Jahre 2017 verlauten (338 f.), offenbar in der Meinung, man habe ‚vergessen‘, worum es in der eigenen Hochrüstung eigentlich gehen müsste. Mit Recht erinnert Bernhard Taureck dagegen an die längst vorliegenden Erkenntnisse über die global zu erwartenden Folgen eines massiven Atomkrieges: „Von Sieg kann insofern keine Rede mehr sein, als die atomar getroffenen Staaten von Bränden zerfressen würden, von nicht mehr versorgbaren Krankheiten verfolgt und mühelos Opfer politischer Desintegration würden“ (341).

Paradoxerweise haben solche Aussichten nun aber nicht dazu geführt, jenes Phantasma des Sieges zu schwächen oder gar zu zerstören. Im Gegenteil: man will den führbaren Krieg unter allen Umständen „retten“ (wie

es bei Raymond Aron ausdrücklich hieß²⁶) – unterhalb der Schwelle eines globalen Holozids oder neuen Weltkrieges (wie er schon zur Zeit der Koreakrise drohte, als nicht nur der von Harry S. Truman geschasste General MacArthur, sondern auch Trumans Nachfolger, Dwight D. Eisenhower, einen massiven Einsatz von Atomwaffen gegen China in Betracht zog). Weit entfernt, die ‚Führbarkeit‘ von Krieg zumal unter nuklearen Rahmenbedingungen als Illusion zu entlarven, haben sich die ‚intelligenten‘ Strategen dogmatisch auf die instrumentelle Handhabbarkeit neuer Kriege versteift, sei es unterhalb, sei es auch an der nuklearen Schwelle und mit deren gelegentlicher Überschreitung unter Einsatz von *mini nukes* etc.

Dabei müssten sie, folgen wir Bernhard Taureck, längst wissen, dass es eigentlich gar keine Kriegsführung gibt (59). Politisch werden kriegsführende, militärische Subjekte allenfalls anfangs autorisiert; doch eine „Heraklitische Situation“²⁷, in der der jeweilige Krieg alsbald die Menschen führt (280), kann jederzeit eintreten, wenn es denn stimmt, was Clausewitz allen seinen Lesern eingeschärft hat: dass Krieg grundsätzlich das Äußerste heraufbeschwört – von dem sich niemand einen angemessenen Begriff machen kann. Das meint wohl auch Bernhard Taureck, wenn er schreibt, der Krieg sei „grenzblind“ und er folge einem „Gesetz entgrenzter Gesetzlosigkeit“ (53, 289) in Richtung auf ein Jenseits allen Verstehens und Begreifens, wo alle Theorie versagt.²⁸ Als Gesetz stuft er auch ein, dass es nicht in unserer Macht liege, Kriege abzubrechen, wenn sie erst einmal eskalativ in Gang gekommen sind. Wenn nach 1945 dennoch eine „Chance zur Befreiung vom Heraklit-Krieg“ (197) bestanden haben soll, so kann das insofern nur so zu verstehen sein, dass man ihm zuvorzukommen versuchte durch eine Pazifizierung der internationalen Verhältnisse. Es mag sein, dass uns ‚der‘ Krieg beherrscht, wenn wir ihn haben in Gang kommen lassen. Aber so herrscht er und treibt sein Unwesen demnach doch nur ‚von unseren Gnaden‘, wie man nun optimistisch annehmen könnte (347). Bedeutet das, dass sehr wohl ein „Sieg über den Polemos“ (Alexander Demandt) denkbar erscheint (178)? Wurde Heraklit etwa be-

26 Raymond Aron, *Frieden und Krieg. Eine Theorie der Staatenwelt*, Frankfurt/M. 1986, S. 737; vgl. Shannon D. Beebe, Mary Kaldor, *Unsere beste Waffe ist keine Waffe. Konfliktlösungen für das 21. Jahrhundert*, Berlin 2012, S. 196.

27 Soll heißen: eine Situation, in der die „Kriegsausgangsbestimmung den Handelnden entzogen“ ist (193).

28 Zur Grenzenlosigkeit sowie zum Frieden als einer Praxis der Grenzachtung vgl. DW, S. 41, 299.

reits durch Rom falsifiziert?²⁹ Ist es bereits einmal gelungen, Krieg durch Frieden gefangen zu setzen, wenn schon nicht aus der Welt zu schaffen (182)?³⁰ Oder drohen auch hier fatale Illusionen, auf deren Aufklärung Bernhard Taureck offenbar alles setzt, da er meint, dass nur die aufklärbaren ‚illusionären‘ Wurzeln des Krieges nicht ins Verderben führen müssen – im Gegensatz zu (weitgehend anachronistischen) Ruhm- und Beute-Motiven und zu Vorstellungen von der angeblichen Notwendigkeit oder Unvermeidbarkeit von Krieg?

Um das Ziel „nachhaltiger“ Desillusionierung³¹ mag es in Zeiten einer ubiquitären und zugleich Indifferenz nährenden Bedrohung durch eine *mutually assured destruction* ohnehin schlecht bestellt sein, zumal man sich mit anhaltendem Hyperkonsum selbst betäubt, ohne zu realisieren, wie tief man selbst in die Zukunft der fortwährenden Bedrohung durch Krieg verstrickt ist. Darüber hinaus besteht aber auch keine Aussicht auf eine nachhaltig-*endgültige* Desillusionierung. Nicht nur müssen alle Nachkommen stets aufs Neue desillusioniert werden, insofern sie jedes Mal wieder zu den gleichen, im Grunde altbekannten Illusionen neigen, ohne sogleich durch „lernendes Leid aus Jahrtausenden“ belehrt zu werden, das zu endgültigen Ergebnissen zu führen verspräche. Es entstehen auch neue Bedrohungslagen, die neue Illusionen nähren; nicht zuletzt auch solche, die zu naiven Ideen effektiver Befriedung führen, sei es durch einen Weltstaat, sei es durch eine globale Föderation möglichst aller Staaten. Nach 1648, also infolge der Beendigung des 30-jährigen Krieges durch die Verträge von Münster und Osnabrück, und nach 1945, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, ist es zweifellos zu gewissen europäischen Binnenpazifizierungen gekommen (287), die man allerdings meist in das allzu einfache Schema „Frieden durch Recht“ presst, wie es vor allem Kant in weltbürgerlicher und -gesellschaftlicher Perspektive skizziert hatte. Dabei handelte es sich nicht bloß darum, mit dem Krieg Frieden zu schließen können, um ihn „in Grenzen gewähren“ zu lassen (288). So hat bekanntlich noch Carl Schmitt das alte *jus publicum europaeum* rekon-

29 Die Antwort fällt zwiespältig aus: DW, S. 181, 183, 187.

30 Die Idealisierung eines Augustus-Reiches (mit ‚Führer‘?) halte ich für anachronistisch (DW, S. 307). Friede kann überhaupt nicht ‚herrschen‘, schon gar nicht allein durch ‚Herrscher‘, die ihn ‚von oben‘ diktieren könnten und ihn doch niemals ‚herzustellen‘ vermöchten. Denn Friede ereignet sich, wenn überhaupt, *zwischen uns* und ist insofern jeglicher einseitigen Verfügung entzogen.

31 DW, S. 30 f., 309; vgl. die Unterscheidung von teilnehmender und darstellender Desillusionierung (251).

struiert. Vielmehr ging es in eschatologischer Perspektive auf ewigen Frieden darum, dieser Grenzidee in Richtung auf „das Ende aller Hostilitäten“³² praktisch so weit wie nur möglich nahe zu kommen.

Es muss aber wiederum als Illusion gelten, Feindschaften bzw. Quellen politischer Verfeindung allein durch das Recht effektiv in Schach halten zu können. Auch eine *in statu nascendi* sich befindende Welt-Gesellschaft würde u.a. durch ungerechte Güterverteilungen und infolge anhaltender ökologischer Misswirtschaft in Zukunft das „Gespenst innerer Verfeindungen“ immer wieder heraufbeschwören (311). Pure juridistische Illusion wäre es wiederum, zu glauben, ein institutionalisiertes Recht könne dem von vornherein effektiv entgegenwirken, dass polemogene Feindschaft neu entsteht, die in manifesten Krieg umzuschlagen droht. Inter- und transnationales Recht kann in die Austragung von Feindschaft regulierend, begrenzend, sanktionierend usw. eingreifen. Aber dabei kommt es immer zu spät (selbst wenn man seine proaktiv-orientierende Wirkung nicht unterschätzt). Das ist freilich kein bloß resignatives Ergebnis. Denn Krieg entsteht aus Verfeindung, die thymotisch-fanaticher Verschärfung, polemogener Politisierung, manipulativer Instrumentalisierung und nicht zuletzt effektiver Bewaffnung und logistischer Organisation bedarf, um überhaupt in manifesten Krieg umzuschlagen zu können. So lassen sich gleichsam Etappen auf dem Weg in manifesten Krieg und zugleich Einsatzpunkte pazifizierender Interventionen ausmachen.

Noch ‚vor‘ dem Krieg liegt die Frage, wer Feinde ‚braucht‘ bzw. nötig hat oder herbeiredet, wer von ihnen profitiert, so dass sich die Aufstachelung zur nachhaltigen Feindschaft als außerordentlich *useful* erweist, wie David Keen argumentierte.³³ So wirft denn auch Bernhard Taureck mit großem Recht die Frage auf, wem aktuell welche Feindschaft „nicht ungelegen“ (9) kommt. Neben dem von ihm präferierten Beispiel – die USA – ließen sich gewiss noch zahlreiche andere anführen. Man bedenke nur, wie viele Mächte ihre schmutzigen Hände im gegenwärtigen Syrien und Irak haben, abgesehen von den USA, die ihre Truppen inzwischen weitgehend abgezogen haben, vor allem Vladimir Putins Russland, Recep T. Erdogans Türkei und der Iran der Mullahs. Doch ist dieses Beispiel inso-

32 Immanuel Kant, „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf“ [1795/6], in: *Werkausgabe Bd. XI* (Hg. W. Weischedel), Frankfurt/M. 1977, S. 191–251, hier: S. 196.

33 David Keen, *Useful Enemies. When Waging Wars is More Important than Winning Them*, New Haven, London 2012. Bernhard Taureck spricht in diesem Zusammenhang von „feindbedürftigen“ und „-produktiven“ Subjekten (90, 135).

fern gut gewählt, als es geeignet erscheint, die radikalsten künftigen Implikationen gegenwärtig opportuner Verfeindung herauszustellen, in die wir, im sog. Westen, selbst zutiefst verstrickt sind. Insofern haben wir es hier zugleich mit der schwierigsten Aufgabe der Desillusionierung zu tun. Bernhard Taureck tut dabei die USA nicht wie üblich einfach als eine hegemoniale Macht ab, die unaufhörlich auf Beute aus ist (123), sondern beschreibt die aktuelle Lage, in der Krieg und Frieden ununterscheidbar zu werden scheinen, so dass uns zugleich die Begriffe auszugehen drohen, mit deren Hilfe man beides verständlich machen könnte.

Es lohnt sich, die wichtigsten, im Wesentlichen kritisch gegen die USA (leider nicht aber auch gegen China und Russland oder andere globale *player*) gerichteten Elemente der Lagebestimmung in Erinnerung zu rufen: (a³⁴) Der Globus, auf den Kant seinen Begriff der Weltbürgergesellschaft gemünzt hatte, wird „zu einem US-Globus“, unter „formaler Beibehaltung der UNO-Ordnung“. ³⁵ (b) An die Stelle von Kants „ewigem Frieden“ tritt ein unabsehbarer „Krieg der vorausseilenden Abwehr“ (c) gegen eine unspezifische und scheinbar ubiquitäre Feindschaft, der sich (d) eine möglichst allgegenwärtige Hegemonie ständig zu erwehren hat. Dazu bedient sie sich (e) einer permanent militärisch abgeschöpften Kommunikationstechnologie (NSA etc.), die sich (f) durch eine angemäßte Sicherheitsverantwortlichkeit global legitimiert und dabei, quasi nebenbei, (g) die ganze Erde zur Ressource ihrer Macht reduziert, um deren Produkte gewinnmaximierend überall zu verkaufen.

Zu weit geht es gewiss, einen direkten instrumentellen Zusammenhang zwischen den Punkten (a) bis (f) einerseits und (g) andererseits zu unterstellen – so als sei ein derartiges hegemoniales Regime intentional instal-

34 Meine Auflistung der folgenden Punkte weicht von derjenigen Bernhard Taurecks (124) ab, entspricht ihr aber im Wesentlichen. Wie sie ergänzt werden müsste, um jene *player* angemessen mit zu berücksichtigen, kann im verfügbaren Rahmen hier nicht diskutiert werden.

35 Dabei hat die us-amerikanische Politik (deren außenpolitische Kompetenzen Mr. Trump offenbar für weitgehend verzichtbar gehalten hat) diese Ordnung zuletzt außerordentlich geschwächt (u. a. durch den Austritt aus der WHO, aus dem Welt-Klimaabkommen etc.) und zugleich die Gefahr einer innenpolitischen Staatskrise heraufbeschoren, die zwischenzeitlich erwarten ließ, die USA könnten von innen heraus erodieren, wie es mit demokratischen Umgangsformen offenbar weitgehend bereits der Fall ist. Bei Prognosen hinsichtlich einer us-amerikanisch beherrschten Globalisierung ist schon insofern große Zurückhaltung ratsam. (Von der Frage ganz abgesehen, ob eine demokratische Administration die innen- und außenpolitischen Weichen nach Trump neu stellen wird.).

liert worden. Viel plausibler ist es, anzunehmen, dass die entsprechenden Entwicklungen durchaus heterogene Ursachen hatten, inzwischen aber vielfach sich gegenseitig stabilisierend und verstärkend wie in einem *perpetuum mobile* (140) ineinandergreifen, dessen dauerhaftes Funktionieren von der Struktur eines *deep state* verbürgt wird. Diesem kommt eine ständige Bedrohungsinflation unter dem Obertitel Terrorismus (124, 130) offenbar sehr zupass, denn so lässt sich ein permanenter Ausnahmezustand trotz objektiv abnehmender Bedrohung (143) inszenieren, wobei dieser Zustand eine ubiquitäre Zuständigkeit einer hegemonialen Sicherheitsmacht rechtfertigen soll, von der diese ökonomisch maximal profitiert.

So gesehen wäre es verfehlt, die Ursprünge, Gründe und Motive politischer Verfeindung nur in uns selbst, auf ‚zwischenmenschlicher‘ Ebene oder zwischen irgendwelchen Gruppierungen, Ethnien, Nationen oder Staaten zu suchen, wie man es mit Platon, Jean-Jacques Rousseau, Carl Schmitt oder René Girard getan hat. Vielmehr scheint das beschriebene kapitalistische System nicht näher spezifizierte Feindschaft wenn nicht unbedingt nötig zu haben, so doch unerhört profitabel nutzen zu können. Es könnte sehr wohl sein, dass, wenn man nur radikal genug „mit sich selbst zurate ginge“, das Ergebnis zu erwarten wäre, dass man „Feinde [...] eigentlich nicht nötig“ hat (345).³⁶ Was aber, wenn polemogene Feindschaft *systemisch induziert* wird – durch Formen der Macht und deren ökonomische Sicherstellung, durch die wir uns paradoxerweise ähnlich *entmächtigt* erfahren wie durch einen Krieg, der uns zu beherrschen beginnt, sobald wir kollektiv zu Mitteln tödlicher Gewalt gegen Andere gegriffen haben?

Auch hier ist Desillusionierung fällig: diesmal über unsere Vermögen, unser Können, unsere Macht und Gewalt. All das sollte doch einem *maître et possesseur du monde*, einem *homo faber* und *capax*, einem *sujet capable* (und wie dergleichen fragwürdige Ehrentitel mehr lauten, die vor allem Philosophen dem Menschen verliehen haben) zur Disposition stehen, um ihm die Erde und alle lebenden Wesen untertan zu machen. Jetzt steht wenn nicht ‚der Mensch‘, dann doch eine gewisse Anzahl von Mitgliedern dieser Spezies am Gipfel eigener Macht – und erschien doch nie elender. Wie es um ihre Macht bestellt ist, zeigen ironischerweise vor allem die

36 Hier schließt sich ein weites, in DW kaum beleuchtetes Forschungsfeld an. So wird ein „Begehren nach Unterdrückung“ zwar *en passant* genannt (94), es zählt aber nicht zu den erwähnten Wurzeln des Krieges, über die allerdings auch (so weit ich sehe) keine gegenwärtige Anthropologie befriedigend Auskunft gibt.

von ihnen zu entfesselnden Destruktionskräfte, deren ggf. auch unfreiwillige, versehentliche bzw. irrtümliche, zum Äußersten tendierende Freisetzung sie selbst heraufbeschwören.³⁷ Insofern erweisen sie sich als ohnmächtig gerade durch ihre Macht, durch ihre Gewalt und angesichts ihrer illusionären Vorstellungen, sie kontrollieren zu können. An unnachsichtiger Aufklärung über diese ihrerseits gewaltträchtigen Illusionen müssen wir arbeiten, ohne uns aber selbst der Illusion hingeben zu dürfen, mit einer radikalen Kritik an Vorstellungen einer ihrer selbst und ihres Handelns sicheren und souverän über sie verfügenden Subjektivität allein schon viel gegen sie ausrichten zu können.

Die entsprechende Hoffnung wird man noch hegen dürfen. Aber ob nicht auch sie sich als gänzlich illusionär erweisen wird, steht dahin. Es könnte also sein, dass nur weiterhin neue Illusionen Hegende die Arbeit der Desillusionierung vorantreiben können, um die Wurzeln des Krieges dort anzugreifen, wo es philosophisch am vielversprechendsten erscheint – einmal vorausgesetzt, der Krieg hat überhaupt Wurzeln und bietet dementsprechend ‚radikalen‘ Versuchen, es mit ihm aufzunehmen, tatsächlich Angriffsfläche. Offenbar davon überzeugt, stellt Bernhard Taureck seinen LeserInnen eine Aufklärung über den Krieg in Aussicht, die den im Grunde seit zweieinhalbtausend Jahren zu diagnostizierenden Bankrott der Philosophie angesichts des Krieges beenden würde. Wenn *das* keine Illusion ist... So ehrenwert das Unterfangen, so zweifelhaft erscheint die begriffliche Ausrüstung, die dem Philosophen allein zur Verfügung steht. „Bewaffnet mit dem Begriffe der Vernunft dürfen wir uns nicht vor irgendwelchem Stoffe scheuen“, sagte Hegel in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte – offenbar in dem Glauben, es in dieser Einstellung mit ausnahmslos *allem* aufnehmen zu können, auch mit trostlosem „absoluten Unglück, der Verrücktheit dessen, was geschehen ist“.³⁸ Doch die Rede von Waffen ist an dieser Stelle genauso metaphorisch wie die von Wurzeln (wobei es nicht ganz gleichgültig sein dürfte, um was für Wurzeln und um wieviele es sich handelt). Als kritischer Ikonologe weiß Bernhard Taureck genau, dass alle Metaphern ‚hinken‘³⁹ – einschließlich dieses Vergleichs selbst. Ob Krieg mit begrifflichen und kritisch-ikonologischen Waffen, auf dem Weg des Austrocknens oder Ausreißen seiner

37 Zur „maschinengesteuerte[n] Selbstdestruktion“ vgl. DW, S. 10.

38 Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte Bd. I*, S. 42, 78.

39 Bernhard H. F. Taureck, *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie. Versuch einer kritischen Ikonologie der Philosophie*, Frankfurt/M. 2004, S. 73.

Wurzeln und mit Hilfe beharrlicher Desillusionierungsarbeit effektiv zu bekämpfen sein wird, auch das steht dahin. Dessen ungeachtet kann sich jeder Autor an seine LeserInnen in der berechtigten Erwartung wenden, dass sie sich, wie er selbst, mit keiner Geschichte oder Apologie des Krieges jemals abfinden werden, aus der auf die eine oder andere Weise hervorgehen würde, er ‚herrsche‘ über uns als unabwendbares Schicksal, so viel auch dafür sprechen mag. In dieser Hinsicht zählt nicht allein das mehr oder weniger überzeugend Gesagte, sondern mehr noch die kraft dieser Erwartung gestiftete hermeneutische Erfahrung, in der Widersetzlichkeit gegen die Herrschaft des Krieges verbunden zu sein, zu der es, wenn überhaupt, niemals ohne unsere eigene Beihilfe kommen kann.